

SICHER AN DER SCHWELLE DANK D-B-S

Mit wundgegoogelten Fingern stießen wir auf Dr. rer. soc. Reinhold Schmitt M.A., den Vater der „Schwellensteher“, der über sechs Monate seines Lebens mit Gerhard, Beate, Müller, Albert, Ulf, Peter, Schulze, Klaus-Peter, Otto und Hannes am Kiosk verbrachte. In Mannheim am Institut für Deutsche Sprache erklärte er uns dann, wie alles kam, man Schwellensteher wird und es auch bleibt.



Reinhold Schmitt, arbeitet zur Zeit am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich Pragmatik. Er absolvierte sein Studium der Politikwissenschaft, Literaturwissenschaft und germanistischen Linguistik an der Universität Heidelberg und promovierte in Soziologie an der Universität Konstanz mit der Arbeit: Die Schwellensteher. Sprachliche Präsenz und sozialer Austausch in einem Kiosk.

www.ids-mannheim.de/prag/persona/schmittreinhold.html

www.verlag-gespraechsforschung.de/2008/schmitt.htm



Wer bist du, was machst du, was hast du früher gemacht?

Studiert habe ich Germanistik und Politik in Heidelberg. Im Anschluss an die Magisterarbeit begann ich meine Dissertation in Linguistik. In diesem Zeitraum lernte ich auf einem Vortrag Soziologen kennen, die mein Interesse an ihrem Fach weckten. Meine Begeisterung wurde so groß, dass ich das Stipendium für die Dissertation zurückgab, um in Frankfurt an einem soziologischen Forschungsprojekt mit zu arbeiten. Aktuell bin ich am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim im Bereich der multimodalen Interaktion tätig. Dort werden Interaktions-Analysen auf Grundlage von Videos durchgeführt und in einen Zusammenhang mit verbalem Ausdruck, Mimik, Gestik, Körperhaltung, Bewegung im Raum und dem Handling von Objekten gestellt.

Wie kam es zu deiner wissenschaftlichen Arbeit über eine Trinkhalle?

Anfang der 80er zog ich in ein Haus, in welchem ein Kiosk integriert war. Es war also keine freistehende Trinkhalle, wie es sie in Frankfurt oder auch hier in Mannheim gibt, vielmehr befand sie sich im Erdgeschoss des Wohnhauses. Die Kunden konnten von der Straße an den Kiosk herantreten und ihre Bestellungen aufgeben. Unser Hauseingang befand sich unmittelbar nebenan. Im Innenbereich des Wohnhauses, genauer im Hausflur, befand sich gleich links hinter der Haustür eine weitere, immer offene Tür zum Kiosk, an deren Schwelle immer eine Gruppe von Leuten herumstand. Daher kommt der Begriff der „Schwellensteher“. Die Leute waren nicht drinnen aber auch nicht draußen, sondern im Grunde genommen im Schwellenbereich (siehe auch Skizze im Einleger „Ich weeß net, wieviel daß gutgeschrieben sin“). Sie hatten auch kein legitimes Eintrittsrecht zum Haus. Genau diese Funktion und Rolle des Schwellenstehers hat mich hochgradig interessiert. Im Vorfeld habe ich mich öfter dazugestellt – ich war ja Mieter und kam von „innen“. So habe ich erste Informationen aufgenommen und das „Milieu“ kennergelernt. Mich faszinierte dann immer mehr der Aspekt dieser Schwelle, das Schwellendasein. Nicht ganz draußen sein, aber auch nicht ganz dazu gehören. Es gibt ähnliche Situationen, z. B. wenn Leute aus dem Fenster schauen, sind diese ebenfalls privat und gleichzeitig öffentlich. Diese Situationen, die je zur Hälfte privat und öffentlich sind, fand ich sehr spannend. Irgendwann habe ich meine Beobachtungen mit dem verglichen, was ich damals schon wissenschaftlich gemacht habe und mit Freunden darüber gesprochen. So entstand die Idee, hierüber etwas aufzunehmen und dies anschließend zu verarbeiten.

Wie bist du dabei vorgegangen?

Ich wollte das Geschehen eines ganzen Tages transkribieren. Hierzu habe ich tageweise Tonbandaufnahmen gemacht, indem ich gleich nach dem Aufstehen das Tonband angeschaltet und einfach laufen gelassen habe. Im Vorfeld musste ich einiges investieren, um die notwendige Aufnahmeerlaubnis von den Betreibern des Kiosks zu erhalten. Erreicht habe ich dies dadurch, dass ich ein Besäufnis mit dem Gerhard, der den Kiosk mit seiner Freundin betrieben hat, durchgestanden habe. Es war auf Grund der Milieustruktur am Kiosk ziemlich wahrscheinlich, dass dort auch illegale Geschäfte abgewickelt wurden. Deshalb wollte sich Gerhard einen Eindruck über mich verschaffen und herausfinden, ob ich vertrauenswürdig war. Nach dem Besäufnis sagte er über mich: „Der studiert zwar, saufen kann er aber. So schlimm kann er also nicht sein.“ Gerhard wollte als Gegenleistung Informationen, um herauszubekommen, wie die Leute über ihn reden, wenn er nicht da ist.

Dann wussten die anderen Personen im Umfeld des Kiosks nichts von den Aufnahmen?

Selbstverständlich war es bekannt, dass Aufnahmen gemacht wurden, nur der Zeitpunkt war nicht transparent. Es war denen auch relativ egal. Der Gerhard kam dann manchmal und meinte: „Muscht was saage, wenn was interessant isch.“ Dann haben wir auch mal zusammen eine viertel Stunde abgehört, das war für ihn ein ausreichendes Payback. Aber es war schon bemerkenswert, dass die Schwellensteher meinen Nachforschungen zugestimmt haben, denn ich persönlich würde niemals meine Privatsphäre in dieser Form aufgeben. Ich habe zwei Richtmikrofone hinter Keksdosen installiert und eine Leitung in unsere Wohnung gelegt. Nach einer gewissen Zeit haben die Leute die Aufnahmeaktivitäten einfach vergessen, und dann wurden die Gespräche persönlicher und intimer. Unter anderem haben sie sich auch mal darüber unterhalten, ob einer, der in den Knast sollte, weil er Jahre lang keine Alimente gezahlt hat, sich besser in Österreich absetzt, als ins Gefängnis zu gehen.

Hätten sich die Gespräche verändert, wenn du dabei gewesen wärst?

Ich denke schon. Ich kannte mich sehr gut auf dem Schauplatz aus, aber ich war nur selten vor Ort. Wenn ich da war, dann nur, um Fragen zu stellen, wenn ich etwas akustisch nicht verstanden hatte. Die Leute sind ja nicht hilflos. Die haben keine Angst vor jemand Unbekanntem, der dort herumsteht und den keiner kennt. Dann wird man von den Leuten getestet. Solche Milieus haben eine hochgradige Sensibilität entwickelt. Was macht der da? Gehört der dazu? Wieso steht der

„Die Leute waren nicht drinnen aber auch nicht draußen“

„Mich interessierte, wie man in diese Szene rein kommt und wie man dort integriert wird.“

da? Das geht relativ schnell. Da wird man misstrauisch beäugt. Oder man wird in die Gesellschaft eingeführt.

Was waren das für Leute?

Es waren alles einfache Leute, vielleicht Ende zwanzig, Anfang dreißig und alle mehr oder weniger alkoholabhängig. Ein Teil hat ein wenig Kleinkriminalität betrieben. Kleinere Sachen wie Hehlerei oder Schwarzarbeit. Das hat mich aber nicht interessiert. Mich interessierte, wie man in diese Szene rein kommt und wie man dort integriert wird. Herauszufinden, was das Motiv des Betreibers war, die Leute in der Schwelle stehen zu lassen, nahm eine zentrale Bedeutung für mich ein. Gab es eine Legitimation für die Schwellensteher, an der Schwelle zu stehen – juristisch bewertet natürlich nicht. Aber wo ist die Grenze zu definieren? Wenn ich mir eine BILD Zeitung kaufe, dann habe ich für eine gewisse Zeitspanne ein legitimes Recht, mich vor dem Kiosk aufzuhalten. Wenn ich aber da stehe und im Hausflur Bier trinke, dann bin ich irgendwie ein bisschen illegal, der Schwellenbereich war ja kein öffentliches Terrain, sondern der Zugang zu den Privatwohnungen, der dort als Aufenthaltsort diente. Es hat mich interessiert, wie die ihren Status da absichern. Eine der zentralen Thesen, die dabei rausgekommen ist, lautet: Diese Leute müssen für die Kioskbetreiber Unterhaltung produzieren. Gerhard hierzu: „Wenn einer von dene Lichtblicke kummt, da wirsch aufgheidert. Da hokscht nedd den ganse Taach in deine Kabuff da unne.“ Er musste ja den Kiosk früh öffnen, damit man die Leute auf dem Weg zur Arbeit bedienen konnte. Das heißt von halbsieben morgens geöffnet. Wenn man sich vorstellt, den ganzen Tag in so einem kleinen Raum darauf zu warten, dass irgendjemand eine BILD Zeitung kaufen kommt, kann man sich vorstellen, welche Langweile für den Kioskbetreiber entstehen kann. Diese Tristesse des Arbeitsplatzes war mit entscheidend dafür, warum die Betreiber das zugelassen haben.

Man könnte ja auch annehmen, dass es Verkaufsaspekte hat?

Nein. Was haben die Betreiber davon, wenn sich irgendwelche Leute dort aufhalten, die sehr wenig Geld zur Verfügung haben? Die trinken sehr gemütlich ein Bier und stehen dort herum. Tatsächlich konnten sich die Leute bis zu eineinhalb Stunden an einem Getränk festhalten. Das hat nichts mit hohen Umsätzen zu tun.

Dann waren die Leute nur kürzere Zeit anwesend?

Ja, es war unterschiedlich. Ich habe im Laufe der Zeit festgestellt, dass die Gruppe nicht homogen ist. Es gab Leute, die waren mit dem Kioskbetreiber befreundet und haben dort auch untereinander Geschäfte gemacht. Dann gab es auch eine andere Gruppe, die das Doonkaart-Bezahl-System betrieben hat. Dieses System war eine Möglichkeit, sich am Kiosk den Status zu sichern. Die sind da hingekommen, haben selber einen Doornkaat getrunken und gleichzeitig für einen Kumpel einen weiteren im Voraus bezahlt. Dadurch durfte der Kumpel legitim hinten hinein, und der hat diesen dann dort getrunken und wiederum für einen weiteren Kumpel im Voraus bezahlt. So etablierte sich ein Zutrittssystem.

Das waren dann die Einladungen für die Schwelle? Die Leute hätten ja auch vorne trinken können.

Genau, sozusagen die Eintrittskarte für die Schwelle. Die Leute haben sich damit den Aufenthalt an der Schwelle legitimiert und ihren Status als Schwellensteher über Vorfinanzierung gesichert. Das war teilweise ganz witzig: Wenn die Besitzer nicht aufgepasst haben, war zu dem Zeitpunkt, als der vorfinanzierte Doornkaat konsumiert werden sollte, der Doornkaat ausgegangen. Solche Formen der sozialen Organisation haben mich hochgradig interessiert.

Musste man eigentlich klingeln, wenn man zur Schwelle wollte?

Nein. Die Kunden haben sich entweder vorne bemerkbar gemacht und wurden dann eingelassen, oder die Betreiber sahen sie und haben die Tür schon von sich aus aufgemacht.

Waren die Leute untereinander befreundet?

Befreundet wäre zu viel gesagt. Von der sozialen Ausgangslage her war die Gruppe homogen. Aber sie war dahingehend inhomogen, dass nicht alle Mitglieder miteinander etwas zu tun gehabt hatten. Es war eine bunte Mischung. Die Gruppe wurde sehr von den Leuten, die den Kiosk übernommen hatten, geprägt. Dort sind Bekannte vorbeigekommen, die wiederum weitere Bekannte mitgebracht haben, die dann wiederum deren Bekannte angezogen haben. Irgendwann kannte selbst der Gerhard die Leute nicht mehr. Die waren dann irgendwann mal da, sind zwei- bis dreimal mitgegangen, und das vierte Mal haben sie dann schon ihr eigenständiges Zutrittsrecht zur Schwelle besessen. Das war der Mechanismus, der funktionierte. Die haben sich selbstständig als eine temporäre Gruppe konstruiert. Und zwar dahingehend, dass keiner draußen geblieben war, sondern alle reinkamen und dass sie alle, wenn sie da waren, Alkohol getrunken haben und sowohl untereinander als auch mit den Kioskbetreibern kommuniziert haben. Darüber hinaus waren sie sehr unterschiedlich. Der Müller hat als Nachtportier gearbeitet, ein Bekannter eines anderen hat Renovierungsarbeiten gemacht und alte Möbel abgelaut. Der Peter mit seiner Leberzirrhose ist keiner Tätigkeit mehr nach-

gegangen, der hat nur für seine Mutter Zeitungen geholt und war nur in dem Viertel unterwegs, um die Zeit totzuschlagen.

Was war der eigentliche Beginn des D-B-S?

Das ist ganz einfach. Der Müller ist irgendwann gekommen, hat einen Doonkaart getrunken und gesagt: „Heut Abend kommt mein Kumpel vorbei. Wenn der kommt, trinkt der einen auf mich. Ich bezahl!“ Der Kumpel ist tatsächlich gekommen und hat den Doornkaat getrunken. Wenn der einfach nur getrunken hätte, wäre es gut gewesen, dann wäre kein System daraus entstanden. Der hat aber gesagt: „Un morgo kommt der Müller wider, der trinkt einen auf mich.“ Das System hat sich dann etabliert, wenn man es fertig bringt, über drei, vier Tage, vielleicht eine Woche, diese Vorfinanzierung zu betreiben. Auch in dem Sinne, dass sie akzeptiert wird von den Kioskbetreibern. Es war okay, so lange sie den Überblick hatten, dass genug Doornkaat da war. Blöd war es, wenn die festgestellt haben: „Scheiße, wir haben keinen Doornkaat mehr.“ Da mussten die Betreiber los, einen Six-Pack Doornkaat besorgen, den sie dann teurer einkauften. Das ist Ausdruck dieser Abhängigkeitsstruktur. Es ist eigentlich nichts Weltbewegendes, es zeigt jedoch, dass durch die Annahme eines Systems eine Abhängigkeit erzeugt wird, von der man sich dann nicht mehr ohne weiteres loslösen kann.

Darüber hinaus hatte der vorbezahlte Kumpel dann ein legitimes Zutrittsrecht. Der hat den einen, den er getrunken hatte, nicht zahlen müssen – de facto hat er ihn bezahlt, weil er wieder einen hingestellt hat – aber er stand legitim auf der Schwelle, durch die Vorfinanzierung, die der Betreiber akzeptiert hatte. Eine weitere Form bestand darin, dass sich die Leute teilweise unheimlich liebevoll um den Hund des Kioskbetreibers kümmerten und ihn gepflegt haben. Das freut den Hundehalter natürlich. Mit solchen Handlungen wurde die Sicherung des Status gewährleistet.

Ich gehe davon aus, dass in allen sozialen Schichten vergleichbare Phänomene und Systeme existieren und funktionieren. Die spezielle Thematik und die Vorgehensweise, wie eine solche Struktur etabliert und am Leben erhalten wird, variiert innerhalb der Milieus schon. Ich glaube, dass es Schwellen auch anderswo gibt, die dort auch ihre spezifische Funktionalität haben. Die Leute, die sich illegaler Weise auf dieser Schwelle bewegen, müssen alle irgendetwas - und zwar kontinuierlich - dafür tun, um diesen Status nicht zu verlieren.

Gab es auch Leute die ihren Status verloren haben?

Ja, das hing dann aber damit zusammen, ob zum Beispiel deine Liste, auf der du hast anschreiben lassen, zu lang geworden ist oder ob du die Freundin von Gerhard zu intensiv betrachtet hast oder ähnliches. Im Grunde genommen sind es solche Sachverhalte, die im normalen Alltag dazu führen, dass einer zentrifugal nach außen geschmissen wird und dann auch nicht mehr auftaucht. Die Verlustrate war allerdings geringer als der Zuwachs. Generell sind die Leute sehr regelmäßig, teilweise sogar drei- bis viermal pro Tag gekommen.

Hat das nicht Ausmaße angenommen, bis hin zur Überfüllung der Schwelle?

Zeitweise standen die zu viert oder zu fünft da unten an der Schwelle. Und das hat letztendlich auch dazu geführt, dass die Hausverwaltung intervenierte und das unterbinden wollte. Es gab Stoßzeiten, im wahrsten Sinne des Wortes. Manchmal war drei oder vier Stunden gar niemand da, dann sind vier oder fünf Kunden auf einmal gekommen. Wenn sich dann noch jemand dazugesellte, wurde es schon relativ eng. Es war nicht viel Raum dort. Die Schwellensteher hatten vielleicht zwei bis drei Quadratmeter, was es im Grunde sehr unbequem dort machte. Die Haustür ging genau in diesem Bereich auf. Deswegen stand man auch sofort da drinnen, wenn man als Mieter die Eingangstür aufgemacht hat. Viele Mieter haben sich auch beschwert, weil im Hausflur geraucht wurde und damit das Treppenhaus voller Rauch stand und als Kamin fungierte. Wer zwei oder drei Stunden blieb und ein paar Biere trank, musste auch mal auf Toilette. Das hieß, die haben dann die Toilette vom Kiosk unten im Keller mitbenutzt. Dort sind sie dann mit Mietern zusammengetroffen, und die eine oder andere ältere Dame hat sich erschreckt, wegen der Gestalten, die im Keller herumliefen. Irgendwann war es dann einfach zu viel. Der Kiosk war ja nur für den Außenverkauf konzipiert, wurde aber qua gemeinsamer kommunikativer Praxis zu einer Art illegaler Stehkneipe. Insgesamt haben sie den Kiosk zwei Jahre betreiben können. Dann wurde den Betreibern gekündigt. Aus der Perspektive der Hausverwaltung waren die Leute an der Schwelle nicht tragbar.

In was für einer Gegend lag die Trinkhalle denn?

Von der Lage befand sich die Trinkhalle an der Grenze zwischen proletarischem Wohngebiet und Industrieanlagen, die es damals noch gegeben hat. Heute ist diese Grenze, unter anderem dank neuer Eigentumswohnungen, nicht mehr vorhanden. Der damalige soziale Brennpunkt, der sich auch – vor allem in Form von Alkoholismus – im Klientel widerspiegelte, existiert heute nicht mehr.

Haben sich dort dann beide Gesellschaftsschichten getroffen?

Nein. Es hat sich über die Leute, die den Kiosk betrieben

„Heut Abend kommt mein Kumpel vorbei.

Wenn der kommt,

trinkt der einen

auf mich. Ich be-

zahl!“

haben, sortiert. Die haben im Grunde genommen ihre eigene Schicht angezogen. Natürlich nicht, was die Kundschaft angeht, die haben meist in der Nähe gearbeitet und sich dort nur versorgt. Aber was die Leute drinnen angeht, die Schwellensteher, die gehörten alle vergleichbaren Sozialschichten an. Es war proletarisch mit einem Hang zur latenten Grauzone. Ich glaube, das ist auch kein Zufall. Diese Form von Unternehmungen – Trinkhallen, Kioske usw. – haben, ganz egal wo sie stehen, irgendwo eine strukturelle Tendenz, ein bestimmtes Klientel anzuziehen und können auch nicht verhindern das sich dort ein derartiges Milieu etabliert.

Wissen Sie, was aus den Leuten vom Kiosk geworden ist? Haben Sie noch Kontakt?

Ich gehe davon aus, dass ein Großteil nicht mehr lebt. Eigentlich war ich ganz froh, dass ich die nicht mehr getroffen habe. Ich wusste am Schluss so viel über diese Menschen. Ich selbst stand ja lediglich ein paar Tage da draußen und die wussten, dass das Tonband läuft, dies war auch kein Problem. Denen ist aber nie klar gewesen, wie intensiv ich mit ihnen „gelebt“ habe. Ich habe ein viertel Jahr lang nichts anderes getan, als die Aufnahmen ganzer Tage von morgens bis abends Wort für Wort zu transkribieren. Man hört sich das ja sehr oft an. Es ist eine ungewöhnliche Situation, wenn man dann auf diese Personen trifft und einem klar wird, dass es gar keine Gegenseitigkeit gibt, sondern die Beziehung absolut einseitig ist. Ich weiß Sachen, die haben die selbst schon lange vergessen. Man lebt damit Wochen, Monate lang. Ich kann jetzt noch bestimmte Äußerungen vom Intonationsfall reproduzieren, während die sich kaum noch an mich erinnern werden.

Gab es eigentlich vor Ort besondere Charakteristika im Sprachumgang?

Das hing sehr stark davon ab, wer gerade da war. Es ist ja so: die Leute hatten keine gemeinsame Aufgabe. Von daher existierte etwas Gemeinsamkeit Stiftendes, was sich auch in Hinblick auf Ausbildung bestimmter kommunikativer Formen hätte zeigen können, nicht. Das heißt, es ist sehr stark von diesen idiosynkratischen Anlagen, die die Leute mitgebracht haben, gespeist worden.

Da gab es diese zwei Lager. Es gab „Lichtblicke“, die sind gekommen und haben sofort die Kommunikation auf sich gelenkt, das waren die Entertainer. Der Müller hat dann zum Beispiel aus dem Stand heraus zum Gerhard gemeint: „Ah, dei Schuh könnschte ach mal wider butze.“ Er hat damit ein verbales Duell angeboten. Der Angesprochene hat sofort gekontert, dann ging es ein paar Mal hin und her. Oder ein Kumpel von ihm ist dazugekommen, und dann haben sie die gemeinsame Vergangenheit bearbeitet. Dann gab es die „Dummbabbler“: „Un haschte geschtern die Profs gesehe?“ Die haben über Fernsehsendungen geredet oder: „Joa, jetz muss isch noch die Bunde für mei Mudder mitnehme, un dann muss isch noch zum Metzgeh.“ Das war dann schon eine Form von Selbstgenügsamkeit, bei der auch nicht viel zurückgekommen ist, falls überhaupt darauf reagiert wurde. Wenn man nicht zum Kiosk kommt und solche Sachen dort los wird, hätte man im Zweifelsfall den ganzen Tag niemanden zum Reden. So etwas kann man sich als gesellschaftlich integrierter Mensch, der einen Freundeskreis hat, gar nicht richtig vorstellen, aber eine Rentnerin, die niemanden außer ihre Katze oder ihren Hund hat, schon. Das war für viele Leute noch so ein „sozialer Rettungsanker“, der sie





Ein schwelensitzender Stammkunde im Lagerbereich einer Trinkhalle. Eine Form von Schwelendasein dem wir persönlich begegneten.

kommunikativ ein bisschen durch den Alltag gezogen hat. Man war mal wieder unter Leuten, und man hat mal wieder geredet.

Ein bisschen ins Blaue rein formuliert, kann man sagen, dass auch die Genussartikel und je nach Perspektive die Drogen, die man am Kiosk legaler Weise organisieren kann, eine bestimmte Form von Kommunikationstypologie im Schlepptau haben. Wenn man beispielsweise die Bild-Zeitung erwirbt, hat man ja nur so lange der Kauf noch nicht abgeschlossen ist, das Recht oder die Erwartung, dass der andere mir, so lange diese Transaktion läuft, auch für Interaktion zur Verfügung steht. Das ist allerdings relativ schnell passiert. Wenn man da noch etwas beipacken will, dann muss man es anders machen. Biographische Aufarbeitungen, ein Schwank aus dem Leben oder eine persönliche Geschichte, das kriegt man nicht über den Kauf einer Schachtel Zigaretten geregelt. Umgekehrt ist es auch so, dass man völlig sprachlos, kommunikationslos die Bild-Zeitung kaufen kann, aber man kann eben nicht da hinten drinnen stehen und zwei Bier trinken, ohne das Maul aufzumachen.

Weiterhin gibt es dieses Verhältnis von Ereignis-Typik und dem, was an kommunikativer Beigabe gegeben wird. Da bestehen ganz klare Zusammenhänge: In jedem Museumshop gibt es auch eine bestimmte Form von Kommunikationstypologischer Vorprägung. Die Leute unterhalten sich über bestimmte Themen wie Kunst, sie unterhalten sich in einer bestimmten Lautstärke und so weiter. In irgendeinem Sinn ist das immer strukturaffin den Relevanzen des jeweiligen Schauplatzes angepasst.

Kann man einen konkreten Nutzen aus deiner Arbeit über die Trinkhalle ableiten?

Man kann Vieles ableiten. Beispielsweise eine Sache, die nicht mit den Schwellenstehern zusammen hängt, sondern mit denen, die Kleinartikel kaufen: Man könnte ausgehend von der Stadtplanung, solche Brennpunkte mit Kiosken ausstatten und diese von Sozialarbeitern betreiben lassen. Ältere, alleinstehende Menschen, die sonst keine Sozialkontakte haben, könnten den Kauf ihrer Bild-Zeitung für ihren kommunikativen Austausch verwenden. Einige sind auch gekommen und haben ein Dokument von der Stadt oder vom Vermieter dabei gehabt, mit dem sie nicht klar kamen. Die Trinkhalle kann eine soziale Anlaufstation für viele Menschen darstellen. Man könnte im Grunde genommen eine Kombination aus Kneipe, Laden und Sozialstation anbieten, dort jemanden hinsetzen, der zwar Sachen verkauft, aber nicht auf den Gewinn angewiesen ist, sondern einen sozialen Auftrag realisiert.

„Man könnte im Grunde genommen eine Kombination aus Kneipe, Laden und Sozialstation anbieten“

Anmerkung der Redaktion: Alle Bilder in diesem Artikel wurden von der Redaktion geschossen.